



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1939

2 (1939)

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1939

Das Opfer einer Mutter

(Mariä Lichtmess)

Ganz schlicht und unbeachtet wandert ein Elternpaar
Mit seinem einz'gen Kinde zum Tempel, zum Altar,
Doch unsichtbar begleitet von Engeln aus den Höh'n,
Die staunend und voll Ehrfurcht auf das Geheimnis seh'n. -
Wer ist die schlichte Frau?

Maria ist's, die Keinste,
Die keine Sünde kennt
Und sich in ihrer Demut
Des Herren Magd nur nennt.
Sie trägt in ihren Armen
Den Herrn der Herrlichkeit,
Den Schöpfer aller Wesen,
Der uns vom Tod befreit.

Dies Kindlein und die Mutter,
Sie bringen sich Gott dar
Und weihn ihr junges Leben
Voll Ehrfurcht am Altar.
Und gnädig schaut Gott nieder
Auf seinen einz'gen Sohn
Und auf die hehre Mutter,
Des Heil'gen Geistes Wohn.

Und bei dem Wort des Greisen
Durchzuckt ein Schwert ihr Herz;
Sie opfert mit dem Kinde
Sich und den bitteren Schmerz.

m. S.

In letzter Stunde

Schw. M. Donatilla, Ost-Afrika

Es ist Samstag! Die Abenddämmerung senkt sich langsam über die müde Erde. Vom trauten Missionskirchlein ertönen die beiden Glocken und verkünden Sonntagsfrieden. Freilich kann man es kein zur Andacht stimmendes Geläut nennen, denn die beiden Glocken passen zusammen wie Sonne und Mond; und doch hat der Samstagabend sein eigenes Gepräge.

Schon wollten sich die beiden Schwestern zum gemeinsamen Chorgebet vereinen, als ein schwarzer Lehrer stürmisch ankam und rief: „Schwester, ich bitte, komme schnell zu Saleko, er ist am Sterben und will sich nicht taufen lassen!“ Fragend schauten sich die beiden Schwestern an: „Jetzt in der Dunkelheit noch hinaus zu diesem Erzheiden?“ Aber obschon Schwester Gerardine sehr ermüdet war von den Strapazen des Tages, sagte sie doch entschlossen: „Es geht um eine Seele.“ Schnell wurden Laternen gerichtet und in Begleitung des schwarzen Lehrers und eines braven christlichen Mädchens ging es hinaus in die Nacht.

Der Weg war zwar nicht sehr weit, aber sehr mühevoll zu wandern; doch die Schwester scheute kein Hindernis, obwohl sie wußte, daß ein heißer Kampf auf sie wartete. — Nun waren sie an Ort und Stelle! Kein freundliches Wort, kein Willkommen klang diesmal der Schwester entgegen, obgleich viele Heiden da versammelt waren. „Wo ist der arme Kranke?“ Er will von der Schwester nichts wissen und sitzt in einer Ecke zusammengekauert. Er hatte eine große Decke über sich gehängt, was als ein Zeichen der Feindschaft galt. — Ein Schauer ergriff die Schwester; aber auch zugleich ein heiliger Eifer. Auf die freundschaftlichste Weise rief sie dem alten Baba ein „Jambo“ entgegen (Guten Tag). Keine Antwort! Die Schwester neigte sich zu ihm herab, versuchte die Decke etwas zu lüften und erkundigte sich ganz teilnahmsvoll nach dem Befinden des armen Kranken.

„Saleko, was fehlt dir? — Ich hörte, du siehest krank. Was tut dir weh? Hast du Hunger?“ usw. Diese Fragen erweichten den Alten, und die Decke langsam beiseitelegend klagte er sein Leid.

„Ja, mir tut der Leib so weh, und alle Knochen tun mir weh! — Predige nur nicht von Gott; denn es gibt keinen Gott, sonst könnte er mich nicht so krank werden lassen.“ Die Schwester versuchte den Grund der Krankheit zu erklären.

„Das soll mich nicht erweichen!“ sagte Saleko. „Ob die Krankheit eine Strafe, eine Gnade oder selbst ein Beweis der Liebe Gottes sei, so will ich Gott doch nicht! Ich hasse ihn! Überhaupt will ich die Mission mit meiner Bekehrung gar nicht belästigen!“

„Was“, sagte die Schwester Gerardine, „du uns belästigen? Das kannst du gar nicht. Schau, welch große Opfer haben wir gebracht, bis wir bei euch hier in Afrika waren. Wir liebten unsere guten Eltern, und wir haben sie verlassen! Wir hatten ein schönes Heim und sagten ihm für immer Lebewohl! Wir hatten schwere Kämpfe auszufechten; aber wir siegten und kamen über das große Meer. — Wir litten oft sehr viel, und für wen? — Für euch! Um euch zu helfen, um euch den guten Gott kennenzulehren, um euch einst mit uns zusammen im schönen Himmel zu sehen. Wir tun das alles für euch, um dem großen Gott, dem Vater im Himmel, unsere kindliche Liebe zu bezeugen. Nun schau — und ihr wollt nicht!“ — Das half!



Unsere alte Schwester Laurentia (mit dem Stock) und Schwester Friedburga im Garten von Marienzell (Photo: Archiv)

Da wurde Saleko weich! Innerlich bewegt und sehr erstaunt fragte er mich: „Das tut ihr wirklich? Wenn ihr das tut aus Liebe und für den lieben Gott, dann muß auch ich Gott lieben. Ja, ich habe ihn jetzt schon sehr gerne!“

Ein Dankesseufzer entrang sich der Brust der treuen Missionarin.

Nun war der Weg zur heiligen Taufe etwas ebener, aber noch nicht glatt.

„Nein, ich will getauft werden; aber nicht heute, sondern morgen!“ —

„Du hast dann aber in der Nacht schon die Gnade, getauft und ein Kind Gottes zu sein; warum sollst du dich dieser großen Freude berauben?“ Die Schwester sagte das, weil sie das Eintreten des Todes in der Nacht befürchtete. Es folgten noch viele Bedenken. Der älteste Sohn hielt zum Vater und

war sehr dagegen, daß er zur Taufe sein Jawort gab. — Der Kampf wurde heiß, bis endlich der Sohn, besiegt, das Weite suchte. Der Vater hatte nun öffentlich bekannt, daß er getauft werden wollte, und es stand kein Hindernis mehr im Wege. Da fing Saleko aber wieder an:

„Eine meiner Töchter ist noch nicht hier, und ich weiß nicht, ob sie will, daß ihr Vater getauft werde.“ Nun entgegnete die Schwester sehr ernst: „Wenn dich der liebe Gott abrüft, dann mußt du ganz allein vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen und Rechenschaft ablegen, dann hilft dir kein Sohn und keine Tochter, aber auch keine Schwester mehr.“

Das gab dem alten Mann in seiner letzten Stunde noch zu denken. Gleich verlangte er getauft zu werden. Doch, wo ist das Taufwasser? Die Heiden hatten aus Zorn, und um die Taufe zu verhindern, alles Wasser ausgeschüttet. Was nun?! Hier der sterbende Mann und kein Tropfen Wasser zur Hand. Schnell machte sich die Schwester auf, eilte zum Nachbar, der ungefähr zehn Minuten weit entfernt war, und bat um Wasser. Obwohl sich alles schon zur Ruhe begeben hatte, öffneten sie doch und reichten der armen Schwester eine Tasse Wasser.

Saleko erhielt den schönen Namen „Josef“ und war nach all dem Ringen und Kämpfen überaus glücklich. Ja, es war der letzte Abend seines Lebens. Josef kam, Gott sei Dank, noch heim zur letzten Stunde.

4

Erlebnisse mit der Tierwelt in Ostafrika

Mutter Ubalda, Kifungilo)

Das Innere Ostafrikas ist die Heimat der wilden Tiere. Wie oft schweifste mein Auge über die endlose, weite Steppe; still und ernst lag sie in der heißen Tropensonne vor mir, wie ein großer, stiller Ozean, so daß man meinte, sie sei ganz unbewohnt; und doch ist dem nicht so. Wie überaus reich an Wild diese Steppe ist, zeigt das Buch von Professor Schilling, dem es auf seinen Studienreisen so trefflich gelang, photographische Aufnahmen zu machen; selbst in der Nacht erzielte er schöne Aufnahmen. Darunter sind Bilder ganzer Herden von Tieren, wie sie zur Tränke kommen, oder wie der Löwe eben im Sprunge ist, sein Opfer zu schlagen. Im Moment, wenn die Kamera ausleuchtet, schauen alle auf und suchen das Weite; doch dem Forscher genügte dieser Moment vollständig.

Schon daraus, daß die wilden Tiere vor der unerwarteten Beleuchtung die Flucht ergriffen, sehen wir, daß sie in ihrer Freiheit nicht immer so gefährlich sind, wie man sich das in Europa vorstellt. Ganze Herden von Antilopen, Giraffen,

Straußvögeln ergreifen vor einem einzigen Menschen die Flucht. Nicht so der Löwe und Leopard. Diesen wünscht niemand zu begegnen, ohne gute Waffen, da man nicht wissen kann, wie es mit ihrem Appetit bestellt ist. Übrigens gehen sie nur nachts auf Raub aus und schlafen bei Tag in ihren Verstecken.

So kommt es, daß ich in meinen Erinnerungen den wilden Tieren ein besseres Andenken bewahrt habe als den winzigen kleinen Sandflöhen. Erstere schienen zu sagen: „Bleibt in eurem Revier! Wenn ihr uns nicht belästigt, dann tun wir es auch nicht!“ — Der winzige Sandfloh dagegen, nicht größer als ein Stecknadelkopf, dringt frech überall durch Fußbekleidung und Menschenhaut und legt seine Eier ins warme Menschenfleisch hinein. Schmerz kann dieses winzige Tierchen nicht verursachen, aber ein unerträgliches Jucken an den Zehen, das selbst den gesunden Menschen nicht schlafen läßt. Wie manches Lichtlein wurde nachts angezündet, um einen „Funza“ (Sandfloh) zu finden. Oft entdeckten ihn vier Augen nicht, bis er erbsengroß geworden war. Gegen diese winzigen Tierchen kämpften wir mit allen Mitteln, da ja besonders die kleinen Kinder unter dieser Plage sehr leiden.

Ein ganz anderes Bild waren die jungen Strauße, die in früheren Jahren oft in der Mission herumliefen und sich ganz freundschaftlich mit einem Rhinocerosbaby belustigten. Später nahm die Regierung die wilden Tiere in Schutz, so daß ohne Jagdschein, der sehr teuer war, kein Wild mehr geschossen werden durfte. Früher erfreute man sich öfters des jungen Wildes, das bald so zahm wurde, wie unsere Haustiere, und hatte es ein bestimmtes Alter erreicht, dann trat es die große Seereise nach Hamburg an in das Hagenbeck'sche Institut.

Viel Freude machte unserer Jugend ein junges Nashorn, das aber bald die Größe eines ausgewachsenen Schweines erreichte. Es lief seinem kleinen schwarzen Hüter überall nach, wie ein junges Hündlein und bettelte bei ihm, wenn es hungrig war. Als es nach Hamburg verkauft wurde, lief es mehrere Tage reisen unangebunden hinter dem Wagen her, in welchem sein Herr saß. Es überstand auch glücklich die Seereise, während eine schöne Antilope, die auch in unserer Mission großgezogen wurde, der Seekrankheit erlag.

Große Feinde sind die Schlangen. Ein seeleneifriger Missionar mußte infolge des Bisses einer Schlange an der Küste vom Mombosa das Leben lassen. Zwei Jahre vorher erzählte er uns noch folgendes Reiseabenteuer:

Er wollte per Fahrrad den Kilimandjaro besuchen. „Vor zwei Tagen“, sagte er, „brach ich mit ein paar Trägern von den Burabergen auf und wollte die Steppe durchqueren, um so schnell wie möglich zum Kilimandjaro zu kommen. Den ersten Tag war es prächtig gegangen! — Als am andern Morgen

unser Ziel schon nahe vor uns lag, beschloß ich, schon ganz früh aufzubrechen. Gedacht, getan! — Doch bald kam ein sonderbar beklemmendes Gefühl über mich. Drückte die Einsamkeit der Steppe so sehr auf mein Gemüt oder war es sonst ein Angstgefühl? Ich konnte es mir selbst nicht erklären, fühlte mich innerlich aber gedrängt, mich innig dem Schutze meines heiligen Engels zu empfehlen. Kaum war das geschehen, so versagten meine Knie den Dienst. Zitternd stieg ich vom Rade, denn kaum zwanzig Schritte vor mir lag hart am Wege ein stattliches Löwenpaar mit einem halbausgewachsenen Jungen. Alle diese Löwen schauten mich zornfunkelnd an, knurrten grimmig über den unliebsamen Ruhestörer, erhoben sich aber nicht. Was nun tun?! Fliehen mit dem Rade war unmöglich, das hätte die Tiere nur zu einer Verfolgung gereizt. Offenbar waren sie nicht hungrig, weil sie so behaglich liegen blieben. Wiederum dachte ich an meinen Schutzengel und sagte vertraulich zu ihm: „Nun, mein heiliger Engel, ist deine Stunde, o hilf mir!“

Dann schob ich mein Rad mit beiden Händen langsam vorwärts, nahe an den Löwen vorbei und sie fest anstarrend. Sie knurrten, erhoben sich aber nicht! Als ich an ihnen glücklich vorbei war, ging ich noch eine Strecke rückwärts, die Bestien stets im Auge behaltend. Erst als ich mich nach und nach weit genug entfernt glaubte, schwang ich mich auf mein Rad und sauste so schnell ich konnte weiter, dem lieben Gott und meinem heiligen Engel herzlich dankend, denn ich war augenscheinlich von ihm aus einer großen Gefahr errettet.“ Das waren sichtbare Feinde, — zwei Jahre später brachten unsichtbare ihm den Tod. Er trat nämlich auf eine im Grase versteckte, sehr giftige Schlange. Alle Gegenmittel halfen nichts. Vierundzwanzig Stunden litt der tapfere Missionar mit aller Gottergebenheit und hauchte mit klarem Bewußtsein seine Seele aus. Sein letztes Gebet war ein Akt der Ergebung in Gottes heiligen Willen, und mit brechenden Augen wiederholte er die Worte: „Mein heiliger Engel, nun ist wieder deine Stunde!“

Ein anderes Beispiel, wie der liebe Gott die Seinigen schützt, erfuhren wir einige Jahre später.

Der Weltkrieg wütete schon einige Jahre und auch Ost-Afrika hatte ihn zur Genüge kennengelernt. Da beschloß unser hochw. Herr Bischof M. mit einer kleinen Trägerkarawane ins Innere des Landes zu reisen, um einige Missionsstationen zu besuchen, die von der Geißel des Krieges hart geschlagen waren. — Eine Strecke Weges war bereits ohne Unfall zurückgelegt, als man an einem Halteplatz das Zelt aufschlug, um zu übernachten. Die Schwarzen unterhalten an solchen Lagerplätzen ein lustiges Feuer, das die wilden Tiere fernhält. Da es in Ost-Afrika das ganze Jahr hindurch um sechs Uhr Nacht

und morgens um sechs Uhr Tag wird, so senkt sich schon bald nächtliches Dunkel über die weite Steppe; aber kein nächtliches Schweigen! Wohl herrscht über der endlosen Ebene eine ernste Ruhe, die jedoch oftmals unterbrochen wird von dem furchtbaren Gebrüll des Löwen, der nun seinen Raubzug beginnt. Alle anderen Tiere suchen nun zitternd ihre Schlupfwinkel auf, nur der Leopard und die Hyäne tun es nicht. Das Geheul der letzteren zieht ebenfalls unheimlich durch die Nacht, nur ist es nicht so kräftig, wie das des Löwen.



Der Wüstenkönig
(Photo: Archiv)

Die schwarzen Naturkinder kennen keine große Furcht, solange sie bei ihrem trauten Lagerfeuer sitzen. Sie unterhalten sich da wie Kinder. Ihre Augen schauen leuchtend in den brodelnden Kessel, den Maiskolben oder Bananen zu, die goldgelb geröstet werden. Hören sie von weitem das Gebrüll des Wüstenkönigs, sagt der eine oder andere ganz gleichmütig: „Eh simba ana lie njaa.“ (Eh, der Löwe schreit, daß er Hunger hat.) Während sie mit Behagen ihr einfaches Nachtmahl verzehren, erzählen sie einander Schauergeschichten, bei denen sie aber nicht im geringsten eine Gänsehaut bekommen; im Gegenteil, sie werden immer heiterer, je voller der Magen wird. Ein paar Vorsänger stimmen an, und dann wird alles besungen, was sich während der Reise zugetragen hat. Der Chor bestätigt dann alles in einem Refrain. — Vor allem verfehlen sie nie, ihren Herrn zu besingen, mit dem sie die Reise machen. Alle Wohltaten werden aufgezählt und gelobt, und wenn nicht Ruhe geboten würde, so ginge das Singen und Loben bis tief in die

Nacht hinein. Willig wickelt sich dann jeder in seine Decke und legt sich zu einem gesunden Schlaf auf Mutter Erde nieder. — Nur muß abwechselnd das Feuer erhalten werden. Der Letzte, der sein Ruhelager auffucht, ist wohl der Missionar, nachdem er sich und seine Begleiter dem himmlischen Vater anbefohlen hat. „Der Himmelvater ist daheim, es leuchten alle Fensterlein!“ Eine solche sternenhelle Nacht war es auch bei unserer Karawane, von der ich erzählen wollte. Aus ihrem Munde hörte ich später, daß sie an jenem Morgen schon früh munter waren. Bei Tagesanbruch stand der hochwürdigste Herr Bischof in seinem Zelte vor dem Tragaltar, um die heilige Messe zu feiern. Sein christlicher Boy ministrierte, und es waren auch von den andern fast alle anwesend, Christen und Heiden, die staunend der heiligen Handlung folgten.

Das Offertorium war bereits vorbei, als plötzlich die Leute ängstlich riefen: „Bwana Askawu simbo amekuja!) (Hochw. Herr Bischof, ein Löwe ist gekommen.) Da galt es wohl, Gottvertrauen zu behalten, um die heilige Messe ruhig weiterlesen zu können, zumal sich das Untier, mit seinem Schweife den Boden peitschend, an den Eingang des Zeltes stellte.

Der hochwürdigste Herr beruhigte die Leute, die sich alle dicht um ihn drängten, und sagte ihnen, Gott werde kein Unglück zulassen bei der heiligen Messe. Wie gebannt stand das Tier am Eingang des Zeltes; offenbar war es hungrig und auf der Suche nach Beute.

Dann kam der feierliche Augenblick der heiligen Wandlung! Vertrauend hob der Bischof die konsekrierte Hostie in die Höhe, mit der flehentlichen Bitte, der Herr möge dem Löwen gebieten, fortzugehen. Und wirklich, wie auf Befehl wandte sich das Tier zum Gehen und verschwand in der weiten Steppe. Die Leute aber atmeten erleichtert auf und sagten: „Ja wirklich, Gott ist groß, er ist wirklich in der heiligen Hostie.“

Sie waren immer noch begeistert davon, als sie mehrere Wochen später wieder in unsere Mission zurückkehrten. Überall wurde dieses große Ereignis besprochen und bewundert. Als ich dann den hochwürdigsten Herrn Bischof selbst gefragt habe, bestätigte er mir das geschehene Wunder.

5

Der Heroldsruf der kleinen heiligen Theresia

„Vertrau auf Gottes Macht und Güte,
wenn jede Menschenhilfe versagt,
wenn Sündenschuld dich niederdrückt,
wenn schwere Angst im Herzen wühlt!“

Gs war Weihnachtsmorgen — und auf den sonst un-
belebten Wegen, die zum „Großen Platz“ des
Häuptlings Lusibalukulu führten, drängten sich
Scharen von eingeborenen Frauen und Männern.
Das große „Kisimisi“ (Weihnachtsfest) sollte beim
Häuptlingskraal gefeiert werden. — Der Eingeborenen-Kom-
missar, der von der Zusammenkunft benachrichtigt war, machte
die Polizei aufmerksam, auf der Hut zu sein, denn: Kriegstanz,
Biertrinken und Festmahl waren die wichtigsten Punkte des
Programms. Bei dieser Gelegenheit würden natürlich ein bis
zwei Duzend Oehsen ihr Leben lassen müssen und so 50 bis 60
Sack Mais (mungpusho) gekocht und verzehrt — vorausge-
setzt, daß zur Zeit des Festmahles noch Gäste am Leben oder
nüchtern wären, denn der gewöhnliche Auftakt zu ähnlichen
Feierlichkeiten war ein Borkampf. Der Anfang desselben war
ein Duell, welches sich allmählich zu einem Quartett, ja sogar
zu einem gemeinschaftlichen Gefecht entwickelte.

Etwa um 10 Uhr am Weihnachtsmorgen erschien der
Häuptling auf dem Wege, welcher von seinem großen, könig-
lichen Kraal zum „Inkundla“ (Zusammenkunftsort) führte.
„Lusiba“, wie er gewöhnlich der Kürze halber genannt wurde,
hatte kleine, perlengleiche Augen in einem Kopf, welcher im
Verhältnis zu seiner Riesengestalt klein war, wie der eines
Gorilla. Er war augenscheinlich ein törichter, träger und über-
fütterter Häuptling. Sein ganzes Äußere verriet dies. Lusiba
hatte den gesegneten Appetit und Durst von sechs gewöhnlichen
Männern und konnte mehrere Liter Bier in kurzer Zeit
trinken.

Als er den „Inkundla“ erreicht hatte und in den Kreis seiner
Ratsherren, welche um seinen Thron — ein großer, hölzerner
Stuhl — saßen, eingetreten war, erhob sich die ganze Ver-
sammlung von über dreitausend Menschen und grüßten ihn
mit „O Mtinkulu“ („Sei begrüßt, o großer Baum“). Dieser
Gruß erklärte jedem Fremden oder Besucher, daß Lusiba ein
Fingo-Häuptling sei.

Nach diesem und einigen wenigen persönlichen Grüßen er-
schienen die Biertöpfe, getragen von hübschen Mädchen in ein-
heimischer Kleidung und im Schmuck und gut geölt vom
Scheitel bis zur Fußsohle. Sie waren von einer älteren Frau
begleitet, welche einen Schluck von jedem Topf nahm. Dies
war ein Gebrauch, um zu zeigen, daß das Bier giftfrei war.
Kein Eingeborener wird ein Getränk, sei es Eingeborenenbier
oder europäische Getränke, anrühren, wenn nicht derjenige,
der es anbietet, erst davon nimmt, „um das Gift wegzunehmen“.

Topf über Topf kam und wurde geleert, es war ja das große

„Kisimisi“=Trinkgelage. Lusiba, der einen Bier=Liter=Topf vor sich stehen hatte, fing an schläfrig zu werden, während die Männer in sehr heiterer Feststimmung schwächten und lärmten und halbgrünen Tabak rauchten.

Es war ein Fingo=Kisimisi, aber Kosa=Nachbarn waren auch zum Fest eingeladen worden, und wo zwei oder drei Kosas mit Fingos beim Bier zusammen sind, ist Unruhe und Störung auch ein unsichtbarer Gast in ihrer Mitte.

Als bald erschienen die Fleischtöpfe und der gemahlene Mais; die Männer verschlangen alles nach der Art der Raubvögel. Kein Mahl, bei welchem ein Fingo=Häuptling der Gastgeber ist, ist vollständig ohne das königliche Gericht, welches aus „imbotni“ (gekochten Bohnen) besteht. Vor Lusiba stand also nicht nur ein großes Stück fettes Fleisch und eine Terrine gestampfter Mais, aber auch noch eine große Schüssel dampfender Bohnen, in welche Lusibas hölzerner Löffel andauernd ging, so regelmäßig wie der Pulsschlag. Im Handumdrehen waren die Bohnen verschwunden.

Nachdem er gegessen und getrunken hatte, entfernte er sich und verschwand im Ziegenkraal, etwa 30 Meter entfernt. Dort blieb er für eine außergewöhnlich lange Zeit, aber niemand bemerkte es, denn er war „umutu onkulu“ (eine große Person). Jedoch bald kamen einige Hirtenknaben und meldeten, daß der Häuptling auf seinem Rücken läge und die Zicklein auf seinem Magen herumtrampeln würden. Nun folgte natürlich ein allgemeiner Andrang zum Kraal und — wirklich — da spielten die Zicklein und sprangen auf dem großen Magen des Häuptlings herum. Lusiba war tot, das Bier strömte aus Mund und Nase.

Die anwesenden Kosas verspotteten und verlachten die Fingos. Einige sagten, Lusiba wäre so hoffnungslos betrunken gewesen, daß die Zicklein ihn getötet hätten, andere wieder, daß er soviel von den Bohnen genommen hätte, daß sein Magen schwülstig geworden wäre. Worte führten zu Schlägen, Schläge zu einem freien Kampf zwischen den Kosas und den Fingos. Die Kosas wurden bald zerstreut, da sie in der Minderheit waren. Am nächsten Tag wurde der Kampf jedoch wieder aufgenommen, bei welcher der Kosa=Häuptling mit seiner ganzen Armee teilnahm.

Dieses führte zu einer Einnischung der Regierung, und was als harmloses Kisimisi-Fest anfing, endete mit einer Belästigung von den Regierungstruppen, weil der Kosa=Häuptling sich an dem Kampfe beteiligt hatte.

So feierten die „Heiden“ das Weihnachtsfest. Welch ein Friede herrscht jetzt in den heidnischen Dörfern, wo das Christentum eingezogen ist, wo der kleine König von Bethlehem die Herzen an sich gezogen hat!

Wie Großmütterchen noch ein Kind Gottes wurde

(Von einer alten Missionschwester)

Zu den glücklichsten Stunden in meinem Missionsleben zähle ich jene, in denen es mir beschieden war, in den versteckten Hütten zwischen wilden Bergabhängen und tiefen Schluchten Seelen zu suchen, die im Heidentum alt und grau geworden. Nie mehr lassen sich in meinem Geiste die Bilder verwischen, wo ich über weißhaarige Krausköpfe das Taufwasser gegossen und das Siegel der Taufe in ihre Seelen eingedrückt habe. Es war oft ergreifend, wie ein Körnchen nach dem andern von Gottesglauben in den Heidenherzen aufging.

So hatte ich wieder einmal mit einem alten, kranken Mütterlein zu tun, das jahrelang jedem Bekehrungsversuch getrotzt hatte. Sie war die Erste bei den Heidentänzen und besaß ein eigenes Talent, die Festlichkeiten zu organisieren. Sie hatte vollauf zu tun und schaute überall nach, ob vom alten heidnischen Brauch nichts fehle. Kurzum, sie spielte eine große Rolle in der Heidenwelt. — Auch ich habe sie stets im Auge behalten und gab die Hoffnung nicht auf, diese Seele noch für unsere Religion zu gewinnen. — Nach und nach hatte sich das einflußreiche Weiblein ausgelebt und lag nun schon geraume Zeit auf dem Krankenlager. — Der Zauberer hat mit seiner ganzen Amtswürde und Amtskraft alles aufgeboden und den Zauberstab nach allen Richtungen vor der Kranken hin- und hergeschwenkt, weil er diese kräftige Stütze sehr ungern verlieren wollte. Einer unserer Lehrer machte mich darauf aufmerksam und, da ich sie ja kannte, stattete ich ihr einen Besuch ab.

Die Hütte war mit Verwandten und Bekannten angefüllt. Ganz nahe bei der berühmten Kranken spielte der Zauberer seinen Hokuspokus. — Ich schickte ihn an erster Stelle zur Türe hinaus. Bebend vor Wut zog er ab und sein Anhang quittierte das Gebrüll. Es lautete, als ob alle besessen wären; nur jene ließ ich in der Hütte, die Hausrecht hatten. — Nun kniete ich mich auf den Boden zu dem schwerkranken Mütterlein, legte seine verwelkten Hände in die meinigen und sagte zu ihm: „Schau, gutes Mütterlein, jetzt bist du sehr krank. Ich gebe dir eine Arznei, welche ich selbst in meiner Apotheke vom eigenen Teegarten gemacht habe, den ich für die Kranken angelegt hatte. Die Leute haben solches Vertrauen, als wären diese Heilmittel im Himmel gewachsen.“ Der liebe Gott kann dich auch noch gesund machen. Vielleicht ruft er dich aber auch zu sich, denn er hat uns alle erschaffen, dich und mich; wenn du aber zum lieben Gott kommst, darfst du kein so schmutziges Kleid haben. Du mußt ein reines Kind Gottes werden!“

„Was, ein Kind soll ich werden? Mich heben, tragen und füttern lassen?“ entgegnete sie kopfschüttelnd, „das ist ja zum Lachen!“ Dabei wollte sie aufstehen und den Zauberer rufen. Dieser hatte mich von der Ferne genau beobachtet. Trotzdem er nichts verstand und viel verlangte, wußte er alle in der Hütte zu betören. Vorderhand konnte ich also nichts weiteres tun. Ich schob still eine Mutter-Gottes-Medaille unter ihren Kopf und schickte mich an, mit meiner Begleiterin wieder heimzugehen. Wir hatten zwei Stunden über die Berge zu wandern, und beteten für unsern Schützling unterwegs den Rosenkranz.

Am darauffolgenden Tage ließ mich das kranke Großmütterlein rufen. Schwester, ich weiß, daß ich nicht mehr gesund werden kann. Ich übergebe mich jetzt deiner Sorge. — Wie soll ich ein Kind Gottes werden? — Wie kann ich in den Himmel kommen, von dem du mir schon so oft erzählt hast? Was muß ich dort sagen, wie muß ich mich benehmen? Was gibt's im Himmel zu essen? So stellte sie ein Duzend Fragen. Ich sah, daß die Mutter Gottes selbst in dieser Hütte ihr Werk vollbracht hatte, und reichlich ersetzte, was ich nicht vermochte.

„Ja, liebes Mütterlein, die Taufe allein macht dich zu einem Kind des himmlischen Vaters, welcher seinen einzigen Sohn auf diese Welt geschickt hat, um uns den Weg zu ihm zu zeigen.“ Ich konnte jetzt mit Ruhe mit ihr reden, da der Zauberer weit über den Bergen an einer anderen Stelle war. Ihr Geist war noch immer sehr lebhaft, besonders beschäftigte sie der Gedanke, wieder ein Kind Gottes werden zu können. Offenbar hatte hier die liebe Gottesmutter die Rettung ihrer Seele in die Hand genommen. Die Kranke verstand und erkannte die Heilswahrheiten so klar, daß ich sie ruhig taufen konnte. Ich gab ihr den Namen Maria. Ihre mageren Arme hob sie hoch über den Kopf empor, während ich das Weihwasser über den gebleichten Schädel goß. Nach dem Taufakt sagte ich zu ihr: „Jetzt bist du ein Kind Gottes, deine Seele ist geschmückt mit dem schönsten weißen Gewande, der liebe Gott selbst hat für alle, die ihn liebten, ein himmlisches Gastmahl bereitet. Ihr Blick leuchtete, sie schaute sehnsüchtig nach oben und verlangte zur Hütte hinausgetragen zu werden, um den Himmel zu sehen. Nicht lange dauerte es und sie sah wie ein unschuldiges Kind den ewigen Himmel, unsere wahre Heimstätte!



Die größte Demonstration Groß-
Deutschlands für den
Sozialismus der Tat
ist das Winterhilfswerk.

Marianische Aktion, Süd-Afrika

Für einigen Wochen überraschte uns das Organ der Marianischen Aktion in Süd-Afrika in einem hübschen neuen Kleide als erste gedruckte Nummer. Die mit der Maschine geschriebenen Hefstchen haben ihren bescheidenen Dienst getan und einer stattlichen Zeitschrift Platz gemacht. Wir können nicht umhin, die Ausgabe dieser Marianischen Aktion den Lesern, den letzten Berichten zufolge, noch einmal recht deutlich zu machen. Für das Reich Mariens gibt es ja keine Grenzen. Die Redaktion dieser afrikanischen Zeitschrift „Königin des Reiches Christi“ legt klar und deutlich die Aufgabe der Marianischen Aktion dar:

Marianischen Geist zu wecken, zu pflegen, zu mehren und zu verbreiten, das war und ist unsere Aufgabe. — Wir sehen in Maria und in echt katholischer Marienverehrung das große Heilmittel unserer Zeit. Wir kämpfen mit Maria, als einem „wohlgeordneten Kriegsheer“ (S. 6, 3.) mutig gegen die höllischen Mächte unserer Tage. Wir hoffen durch Marias Mittlerschaft bei ihrem göttlichen Sohne Jesus Christus Frieden und Heil für unsere Gegenwart und Zukunft. Mit solcher männlich-katholischer Gesinnung treten wir neuerdings an unsere marianische Arbeit heran.

In gleicher Weise rufen wir alle unsere Mitglieder zu reger, treuer Mitarbeit und zu eifriger, opferbereiter Werbearbeit in und für unsere Marianische Aktion auf. „Die Welt für Christus durch Maria!“ Wessen Christenherz wird nicht warm bei einer solchen Parole? Wer von uns denkt nicht an die vielen willigen Helfer, die das Böse in der Gegenwart gefunden hat und noch immer findet?! Darum sollen mit uns alle Mitglieder der Marianischen Aktion die beiden Schlußfolgerungen wie zwei lebenslängliche Brand- und Leuchtfackeln in ihren Seelen tragen, nämlich:

1. Fest will ich an meiner Selbstheiligung arbeiten, als treues Mitglied der Marianischen Aktion.

2. Eifrig will ich wirken im Geiste unserer Marianischen Aktion.

Beides können wir mit der Gnade Gottes, die uns reichlich durch unsere Herrin und Mutter Maria vermittelt wird, gut in die Tat umsetzen, wenn wir in den Geist des seligen L. M. B. Grignon immer mehr einzudringen versuchen und anhand unserer Statuten marianisch leben lernen. — Die Statuten der Marianischen Aktion haben mit oberhirtlicher Gutheißung eine begrüßenswerte Vereinfachung erfahren, wie der nachfolgende Abdruck zeigt.

A. M.

(Fortsetzung folgt.)

Was Ignaz mir erzählt

Ein Mpare aus Ost-Afrika. (Von Schw. M. Roselina.)
(Fortsetzung)

Meine Schwester kam gar nicht aus dem Staunen heraus, und als sie dazu noch viele Leute am Strand auf- und abgehen sah, kam es ihr vor, als ob wir in eine ganz andere Welt versetzt seien. Nach 2 Stunden Rast ruderten wir in einem kleinen Boot zum Küstendampfer, der die Leute von einem Landungsplatz zum andern beförderte. Eine ungewöhnliche Angst bemächtigte sich meiner. Kokiambo klammerte sich fest an mich. Wir getrauten uns kaum, Atem zu schöpfen, und blieben stumm und steif sitzen. An das Schiff waren noch viele kleine Boote angehängt, auf denen die Leute Waren aus- und einluden. Nun brachte man uns in einen Eckraum. Bei dem Schaukeln auf dem Meere fing meine Schwester an zu weinen und zu jammern: „Wir sterben, wir sterben!“ Aber das große Schiff ging mit uns auf dem Wasser weiter, und bald sahen wir nichts mehr von Mombassa. Es wurde dunkel. Unter dem Rauschen des Meeres schliefen wir ein.

Am nächsten Tage kamen wir nach Tanga und schauten da dem Aus- und Einladen zu. Die Angst vor dem Untergehen war allmählich gewichen; und so holten wir unsern Proviant: Bananen und Mais, und ließen uns die erste Mahlzeit auf dem Dampfer gut schmecken. Wir kamen uns vor, als wären wir in einen kleinen Himmel versetzt! Wie unendlich groß und mächtig ist doch der liebe Gott! Denn durch die Wunder seiner Schöpfung fühlten wir uns viel näher bei ihm!

Wieder war alles fertig und wir sahen unser Schiff im goldenen Abendrot sich weiter und weiter ins Meer bewegen. Unser kindliches Gemüt nahm diesen Eindruck auf für das ganze Leben. Wir sahen den Wellen zu, bis es dunkel wurde, und gingen dann jedes in seiner Ecke unter einem Segeltuch schlafen. Aber der Schlaf kam lange nicht. Es waren ja der Eindrücke zu viel für uns Kinder aus den Bergen, die ja nie etwas anderes gesehen hatten als unsere Hütten und das Vieh. Die Sterne funkelten am Himmel; leise und gemächlich schlugen die Wellen an unser Schiff. Wir wurden gewiegt und geschaukelt und fielen dann endlich in tiefen Schlaf.

Als wir morgens erwachten, sahen wir in weiter Ferne eine Stadt. Es war Zanzibar, unser Landungsplatz. Nun glaubten wir wirklich eine neue Welt zu sehen. Große Häuser lagen dicht am Meere. Von weitem kamen schon die kleinen Boote uns entgegen. In einem derselben saß ein Europäer mit einem weißen Hut. Unser Pater sagte zu uns: „Kinder, nehmt jetzt all eure Sachen zusammen; da kommt ein Pater und holt uns ab!“

Schon stand er vor uns, und wir konnten vor Überraschung kaum „Jambo“ (Guten Tag!) sagen. Die Schiffstreppe wurde wieder angebracht und wir stiegen hinunter in ein kleines Boot und ruderten der Stadt zu. Ich freute mich auf das Harmoniumspielen und versuchte unbemerkt meine Finger am Rande des Bootes zu üben. Ein verstohlenes Lächeln des Paters ließ mich diese Übung aufgeben. Flink stiegen wir ans Land und bewunderten all das Neue und Schöne, all das Fremde, das sich den Augen bot. Wir folgten den beiden Patres und gingen mit den Leuten, welche uns abholten. Das Läuten an der Pforte be-



Die Karawane (Photo: Archiv)

merkten wir gar nicht. Die Türe ging auf, und wir standen im Schwesternkloster. „Töchter Mariens“ aus St. Mauritius walteten hier ihres Amtes. Sie leiteten ein großes europäisches Hospital und hatten Schulen für die Mädchen. — „So“, sagte jetzt der Pater, „Rokiambo bleibt jetzt hier bei den Schwestern, wo sie sehr viel lernen kann; wir gehen zu den Patres, wo auch die Jungens ihre Schule haben!“ Die Schwestern waren aber sehr lieb zu Rokiambo, und so fühlte sie sich ganz zu Hause, weil der Pater ihr versprach, daß ich sie öfters besuchen dürfte. Wir verabschiedeten uns kurz und gingen weiter.

Jetzt führte uns unser Weg zwischen hohe Häuser. Ich mußte immer hinaufschauen, denn ich fürchtete, es müßte jemand herunterfallen von da oben. Alles war noch im arabischen Stil gebaut; enge Gassen, hohe Häuser mit kleinen vergitterten Fenstern, die untermits mit schwarzen Tüchern verhängt waren. Nun bogen wir nach rechts ein und kamen durch ein großes

Tor, das uns auf einen großen Spielplatz führte. Eine Schar froher Jungens stürmte auf uns zu und nahm uns gleich als Kameraden auf. Es würde zu lange dauern, wenn ich eines jeden Geschichte erzählen wollte, fast alle waren von den Missionaren aus grausamer Sklaverei oder Kriegsrauberei losgekauft. Bald sah ich ein, daß man sich hier an eine pünktliche Tagesordnung halten mußte. Am nächsten Morgen erhielt ich den ersten, ersehnten Harmoniumunterricht! Und es wurde mir klar, daß zur Erlernung dieses Instrumentes eine große Ausdauer notwendig ist. Die Finger gingen meistens verkehrt, und es gab mark- und beindurchdringende Töne.

Die ersten Tage erntete ich kein Lob; dafür aber reichlich Tadel. Da stand oft mein vogelfreies Leben in den Parebergen beim Viehhüten vor den Augen und plagte mich mit Heimweh. Doch es dauerte nicht lange! Nach und nach tauchte das Verständnis auf und ich fand immer mehr Freude an der Musik. Kokiambo und ich wurden fleißig in der Religion unterrichtet und dann getauft. Ich erhielt den Namen „Ignatius“ und meine Schwester „Lucia“. Nun waren wir Christen, und zwar die ersten aus unserem Stamm. Wie glücklich waren wir, und wie sehr wünschten wir, daß alle uns folgen möchten. — Die Zeit verging so rasch mit Lernen, Handarbeit und Kinderspielen. Ich konnte schon beim Gottesdienst meinen Posten am Harmonium ausfüllen und freute mich ungemein über meine Leistungen.

Eines Tages rief mich der Pater Missionar zu sich und sagte: „Ignaz, der Pater in Bura hat jetzt ein schönes Harmonium aus Frankreich bekommen, und er wünscht, daß du nach dort zurückkehrst.“

Freudig rief ich aus: „Soll ich heute schon gehen?“

„Nächste Woche kommen seine Träger nach Mombassa, dann kannst du mit ihnen gehen. Übermorgen geht der Dampfer nach Tanga und Mombassa, und da kannst du mitfahren.“

Wer war nun glücklicher als ich? Ich kam mir vor, wie ein Held, der große Reichtümer erobert hat. Mitten in der Freude dachte ich an meine Schwester. Was soll aus ihr werden? Soll ich sie mitnehmen? Aber wo sollte sie weiterlernen; denn in Bura waren damals noch keine Schwestern. Schnell lief ich zum Pater mit meinem Anliegen, der gütig entschied:

„Kokiambo bleibt hier, bis Bura selbst Schwestern hat.“

So nahm ich denn Abschied von meiner Schwester, die ihr Zurückbleiben als ganz selbstverständlich betrachtete. Der Pater Missionar brachte mich ans Schiff und übergab mich dem Offizier. In Mombassa kam mich derselbe Mann vom Schiff abholen, der mich vor vier Jahren zur Mission gebracht hatte. Wie ganz anders war es mir jetzt zumute! Wir fuhren ans Land und die Träger hatten ihre Sachen fertig zum Abmarsch.

Nach einem guten Schmaus von Fisch und Reis ging es unter Gefang der Heimat zu. Am dritten Tage langten wir an und, o die Freude bei meinen Kameraden; stundenlang saßen wir abends zusammen, ich erzählte ihnen von dem Meer, von den Schiffen, von der Insel Zanzibar. Nach meiner Berechnung war ich ungefähr 16 Jahre alt; Lesen, Schreiben, Rechnen, Harmoniumspielen, das alles hatte ich gut gelernt und durfte mich auch weiter fortbilden. Nun wurde ich zur Mithilfe in der Schule herangezogen und erteilte auch auf den umliegenden Dörfern den Katechismusunterricht. Auf diesen Wegen kam mir immer der Gedanke: Ach könnte ich den Meinigen in der Heimat doch auch vom lieben Gott, von seiner Güte, Liebe und Barmherzigkeit erzählen. —

So vergingen weitere zwei Jahre. — Eines Tages faßte ich den Mut, den hochwürdigen Pater Missionar zu bitten, meine Eltern und Verwandten besuchen zu dürfen. Freundlich erwiderte er: „Wie willst du das machen? Die Reise durch die Steppe ist gefährlich, und du hast sicher vier Tage nötig, bis du dort ankommst.“ Entschlossen und zugleich begeistert antwortete ich: „Pater, gib mir zwei oder drei Christen mit; damit wir unsere Leute belehren können, und dann können wir auch bei uns eine Mission anfangen!“ Dem Pater gefiel mein Vorschlag und er sagte: „Gut, Ignaz, wir wollen die Sache überlegen und uns nach guten Helfern umschauen. Unterdessen wollen wir fleißig den lieben Gott bitten, daß er uns hilft!“ War das ein Trost für mich! Ich hätte laut singen mögen vor lauter Freude!

Der Pater besprach die Angelegenheit mit seinen älteren Christen, und bald meldeten sich Philemon und Johanni. Sie waren bereit, mit mir die gefährliche Reise zu machen. Es gehörte ein großer Opfermut dazu, weil die Stämme feindlich gegen einander gesonnen waren und nur zu leicht Todesrache übten. Philemon und Johanni gehörten zum Küstenstamm und hatten mit der Feindseligkeit der Wataita nichts zu tun. Ich versprach, sie auf alle Weise zu schützen. Mein Herz pochte zum Zerspringen, wenn ich an die Heimat dachte.

An einem Sonntag nach dem Gottesdienst verabschiedeten wir uns von unsern Kameraden und erbaten uns noch den Segen für die Reise vom Pater Missionar. Unsere mit Trinkwasser gefüllten Kürbisflaschen hängten wir über eine Schulter und über die andere das Paket mit Proviant. Dann zogen wir frisch und frohgemut über die Berge, der Steppe zu.

„Wo werden wir heut übernachten?“ fing Philemo an, als wir ziemlich weit in der Steppe waren und die letzten Strahlen der Sonne hinter den Bergen verschwanden. Wir wollen noch ein bis zwei Stunden weiter marschieren und uns dann nach einem Ruheplätzchen umsehen.

Nach einer Weile hörten wir das Gebrüll eines Löwen aus der Ferne zu uns herüberschallen. „Setzt aber schnell!“ sagte Philemo, „dort ist ein großer Baum mit breiten Ästen!“ Im selben Augenblick packte jeder von uns ein paar Schlingpflanzen; einen Strick winden und hinaufklettern war eins. Wir machten uns mittels der Stricke Sitze in den Ästen und banden uns selbst fest, damit wir im Schlafe nicht herunterfallen konnten. Dann stärkten wir uns mit unserm Proviant und unterhielten uns im Flüsterton bis gegen Morgen. Da machte sich der Schlaf bemerkbar, und wir waren herzlich froh, als die Sonne auftauchte. Ich fühlte mich so glücklich, daß meine beiden Kameraden so mutig ausgehalten hatten, ohne ein Wort der Klage. „So,“ sagte ich, „nun ruht aus und schlafet, ich halte Wache; und dann gehen wir weiter!“ Die beiden streckten sich ins lange Gras und schliefen ein, während ich gegen den Baum gelehnt sitzen blieb. Johanni erwachte zuerst und rieb sich die Augen, ehe er feststellen konnte, wo wir waren. Dann weckte er Philemo und sagte: „Was für eine Schande, wir zwei schlafen und lassen Ignaz allein wachen!“ Im Nu standen wir drei auf den Beinen und gingen weiter.

Als wir eine geraume Zeit gewandert waren, sahen wir ganze Herden von Gazellen und Giraffen, die im Schatten der Bäume ausruhten. Philemo sagte: „Hier sind wir wenigstens vor den Löwen gesichert, weil sie zuerst auf das Wild losgehen, wenn sie hungrig sind!“ Das war eine Beruhigung. In weiter Ferne sahen wir eine Gruppe großer Bäume. „Bis dahin müssen wir heute kommen!“ sagte Philemo, „dann sind wir geschützt.“ Wir strengten uns an, so viel wir konnten, die Sonne brannte auf unsere Köpfe und die Fußsohlen wollten die Glut des Steppensandes nicht mehr aushalten. Wir machten halt und setzten uns in den Schatten eines großen, dornigen Strauches. Bald schliefen wir alle drei ein. Nach geraumer Zeit, als die Sonne sich schon zum Westen neigte, wurden wir wach; das war unser Glück; gestärkt und ausgeruht steuerten wir tapfer auf die Bäume zu. Wie freuten wir uns, als wir nicht nur Bäume, sondern auch Wasser fanden. Schnell badeten wir uns im Fluß und versuchten, uns bequeme Plätze für die Nacht in den Ästen der Bäume zu bereiten.

Als es zu dunkeln anfing, kletterten wir hinauf und glaubten uns in Sicherheit; aber, o weh, es wurde lebendig unter uns, und wir trauten kaum unsern Augen, als eine Herde Zebras angestampft kam und ins Wasser stieg. Sie tranken behaglich, und wir hatten weiter nichts zu fürchten. Aber eine Sorge ließ uns keine Ruhe. Wir sahen, daß wir gerade die Krümmung des Flusses gewählt hatten, und erkannten die Gefahr, die uns treffen würde, im Falle daß Elefanten kämen. Diese hätten uns samt den Ästen heruntergeholt und zu Mus zerstampft.

Wir verhielten uns mäuschenstill und sahen den verschiedenen Tieren zu, wie sie zum Wasser kamen. Am schnellsten waren die Giraffen mit ihren langen Hälsen und großen Augen.

Da hörten wir dumpfe Schritte, ein Schnauben, daß es uns kalt und warm zugleich überlief; nun tauchten erst ein paar Rhinocerosse auf und gingen unter den Bäumen ins Wasser. Das andere Wild machte sich schleunigst davon. Wir waren kaum aus dem ersten Schrecken heraus, da kam eine Herde Elefanten in langsamem Tempo angewackelt. Die Rhinocerosse verließen den Fluß und gingen aufwärts, was den Elefanten nicht paßte. Sie verfolgten sie eine Strecke, und wie froh



... da kam eine Herde Elefanten in langsamem Tempo angewackelt
(Photo: Archiv)

waren wir, als wir sahen, daß sie in ziemlicher Entfernung in den Fluß stiegen. Wären wir nicht so von Angst befangen gewesen, so hätten wir gerne oft laut aufgelacht bei den verschiedenen Badeversuchen, die sie anstellten. Manchmal spritzen drei bis vier zugleich das Wasser über die andern. Als sie so lange Zeit gebadet und den Fluß hin- und wieder durchquerten, gingen sie endlich heraus und wanderten weiter. Nun hatten wir noch Zeit, etwas auszuruhen und begrüßten mit Freuden den kommenden Morgen. Wir waren also von den Taitabergen bis an den Tavetafluß gewandert und konnten die Pareberge sehen, aber nicht an einem Tage erreichen. Wir fühlten uns auch recht müde, als wir von unsern Baumästen herunterstiegen.

Was nun? Wir begannen zu beraten. Ich wußte, daß zur Linken der Dyipe-See liegen mußte, und daß dort gewöhnlich Leute anzutreffen sind, die fischen. In meiner Angst, daß meine

zwei Begleiter doch nicht vom Malariafieber erfaßt werden, gab ich den Rat, daß wir den Weg zum See einschlugen. Wir wanderten wieder in der glühenden Sonnenhitze und freuten uns, als wir den Dyipe-See von ferne erblickten. — Gegen Abend erreichten wir unser Ziel und fanden einige gutmütige Männer am Fischen. Ich bot einem ein Hemd an für eine Portion Fische, bat ihn, uns über Nacht zu behalten und versicherte ihm, daß wir nichts Böses wollten. Philemo gab einem andern eine Mütze, und Johanni ein Lendentuch. Jetzt wurden sie unsere Freunde und boten uns zu essen an, wozu wir uns gar nicht nötigen ließen. Wie freuten wir uns, ruhig schlafen zu dürfen. Am andern Morgen beschloßen wir, hier einen Tag auszuruhen. Am darauffolgenden Tage setzten wir bei Tagesanbruch unsere Wanderung fort. Die Dyipe-Leute zeigten uns den kürzesten Weg, um durch die Massai-Steppe die Pareberge zu erreichen. Wir gingen immer schneller und schneller und kamen gegen Abend nach Kisanpara. Hier kannte ich die Gegend. (Fortsetzung folgt.)

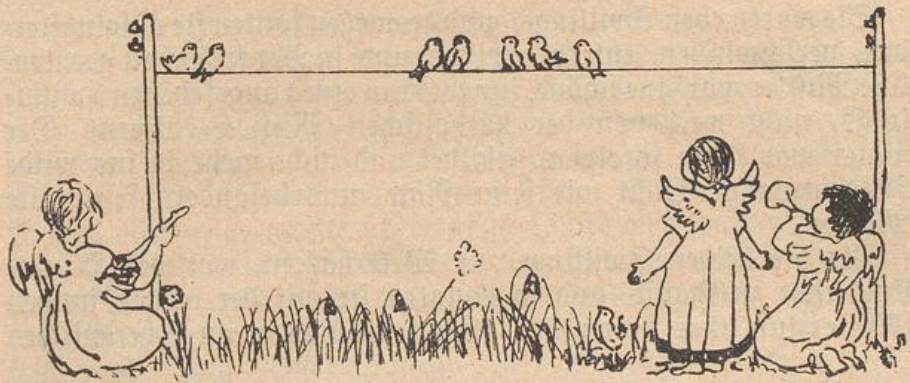
3

Meister, wo wohnst du? (Joh. 1, 38)

Kommet und sehet:

In allen Tabernakeln, die meinem Dienst geweiht,
 Vertweil ich voll Verlangen und bin dort stets bereit,
 Die Sünder zu empfangen, die Kranken aller Art
 Und alle, die verirrt sich auf dieser Lebensfahrt.
 Ich harre all der Müden, von Leid und Weh beschwert,
 Ich harre der Verfolgten, von Kummer fast verzehrt.
 Ich bin bereit, zu kommen durch meines Priesters Hand,
 Zu Sterbenden und Kranken im kalten Erdenland.
 Ich warte auf die Kämpfer, die meiner Fahne treu,
 Und stärke sie im Streite mit meiner Kraft aufs neu.
 Ich warte auf die Guten, auf Seelen, treu wie Gold,
 Und sprech zu ihrem Herzen, als Bräutigam so hold.
 Ich harr auf stille Beter, die mit mir am Altar
 Sich meinem Vater opfern, als Hostie, rein und wahr.
 Dann stehen wir zusammen um Vaters Gnad und Huld
 Und sühnen mit Maria der Menschen schwere Schuld.
 O kommt zu meiner Wohnung, im stillen Altarschrein,
 Damit wir schon auf Erden so ganz vereint sei'n!
 Dann wohn ich mit dem Vater und mit dem Heil'gen Geist
 Inmitten jeder Seele, die Gott den Schöpfer preist,
 Die rein von jeder Sünde auf meine Liebe baut
 Und die mit ganzem Herzen mir, ihrem Gott, vertraut.
 Kommet und sehet!

m. 6.



F ü r d i e K i n d e r

Caritas und Felicitas, oder das Los verfolgter Zwillinge

Eine Geschichte für die Kinder

(Afrika-Tante)

Nach sitze an meinem kleinen Schreibtisch in unserm Häuschen von Nazareth. Unsere L. Frau im weißen, blütenduftenden Kleide und blauen Mantel sittsam eingehüllt, den durchsichtigen Schleier über die goldblonden Haarwellen, sitzt vor mir am Spinnrocken und schaut mit tränenden Augen auf das holde Jesulein, das sich ein Kreuz gezimmert hat. Der heilige Josef sieht von der Hobelbank aus mit vor Rührung gefalteten Händen zu. Was ich euch da beschreibe, ist ein Gemälde, das ich mir selbst an die Wand gemalt habe.

Gedankenvoll schaue ich verschiedene Fotos von meinen vielen ehemaligen Schulkindern auf der Mission in Südafrika an. Manche derselben sind schon tot oder bereits Mütter, ja sogar Großmütter, und haben mutig ihr Kreuz getragen. Aber da finde ich noch ein Bild von zwei lieben Zulumädchen. So viel Leid und Kampf, wie diese beiden schon als kleine Kinder tragen mußten, haben Gott sei Dank nicht alle mitgemacht.

Hier muß ich vorausbemerken, daß bei den Heiden Zwillinge sofort nach der Geburt getötet werden. Caritas und Felicitas waren Zwillinge und darum ihres Lebens niemals sicher. Hier im Bilde sind sie im 15. Lebensjahre, der glücklichsten Zeit ihres ganzen Lebens. Diese hübschen Schürzen mit den weißen Bändchen erhielten sie als Belohnung für ihr gutes Betragen. Eine Dame aus Emmerich am Rhein hat sie uns geschickt, und jedes der anderen Schulmädchen stimmte damit überein, daß niemand anders als Caritas und Felicitas sie bekommen sollten. Nun aber endlich zur Lebens- und Leidensgeschichte dieser beiden Kinder.

Sie waren eben Zwillinge, und deswegen sollten sie absolut sterben, verschwinden, enterbt werden und in Vergessenheit geraten. Die Mutter war eine schöne, junge Frau eines angesehenen Häuptlings, nicht weit von der katholischen Mission entfernt. Der Vater war schon so etwas gebildet und nicht mehr so ins wilde Heidentum verstrickt wie seine Räte, und besonders seine alte Mutter.

Als die beiden Zwillinge zur Welt kamen, war der Häuptling nicht zu Hause, und so konnten sie mit der armen jungen Mutter tun, was sie wollten. Sie fanden es in ihrer heidnischen



Die Zwillingeschwestern; links Felicitas, rechts Caritas
(Photo: Archiv)

Gefinnung für höchst notwendig, gleich eines der Kindlein zu vergiften, und versteckten es unter einen Heuhaufen; nachts sollte es dann begraben werden. Der Bruder der jungen Mutter war schon ein Christ und sogar Katechet für das Volk. Seine Schwester bat ihn unter Tränen, das Kind zu suchen, was er auch tat. Er brachte es zu den Missionschwestern, welche sofort Wiederbelebungsversuche machten, was gegen alles Erwarten gelang.

Indessen kam der Vater heim. Er erschrak nicht wenig, als er von den Zwillingen hörte, denn so etwas bedeutet bei den Heiden großes Unglück. Er war sehr betrübt darüber, denn die Mutter derselben war sein Lieblingsweib, und was wird aus ihr werden, wenn diese Zwillinge nicht sofort getötet werden! Da

sagte ihm die alte Mutter, das eine sei ja schon vergiftet und sie werde es in der Nacht begraben; aber siehe da, es war verschwunden! Wer hat es genommen? Das ist gewiß eine schlimme Vorbedeutung. Wenn das Kind nicht aufgefunden wird, muß auch das zweite so bald als möglich getötet werden.

Arme Mutter! — Sie weinte und jammerte und hielt ihr Kleines, das „Nokutanda“ (d. h. Liebe) hieß, fest in ihren Armen. Nein, es mußte unter allen Umständen gerettet werden. Sie bat wieder ihren Bruder, er möge das Kleine auf eine entfernte Missionsstation bringen. Er tat es auch; wohl mit Angst und Widerstreben, weil er fürchtete, daß man auf ihn Verdacht habe und dafür seiner Familie, seinen Kindern Schaden zufügen werde. Aber seine Schwester, die Mutter der Zwillinge, bat ihn auf den Knien, und so kam er noch gegen Abend und entführte das Kind. — Morgens war es verschwunden, und die Arme war in Tränen aufgelöst, starr und stumm, nahm weder Speise noch Trank zu sich und jammerte beständig: „O, o, was bin ich für eine unglückliche Mutter! Laßt mich sterben, ich bin ja nur ein armseliger Erdenwurm ohne Kinder.“ So sang das junge Weib in monotonen Tönen, verhüllte sich in schwarze Tücher und blieb teilnahmslos in der hintersten Ecke ihrer Hütte sitzen. Allmählich tröstete sie sich, denn ihr Bruder sagte ihr immer heimlich: „Die Kinder leben, sind frisch und gesund und werden von den freundlichen Missionschwestern hüben und drüben liebevoll bemuttert.“

Nach längerer Zeit wagte sich die junge Frau in die Nähe der Mission, wo sie wenigstens von ferne ihr Kind, das sie „Nokutanda“ genannt hatte, sehen konnte. Jetzt war es getauft und hieß „Caritas“. Der Bruder sagte ihr, das heiße auch „Liebe“.

So waren mehr als zwei Jahre verflossen, und der liebe Gott hatte der jungen Mutter kein Kind mehr geschenkt. Das betrachteten die Heiden als eine Strafe. Man munkelte, daß die beiden Zwillinge vielleicht gar nicht tot seien, sondern irgendwo verborgen leben. Die alte Häuptlingsmutter hatte in Erfahrung gebracht, daß die Frau, Nokuhlupeka, die Mutter der Zwillinge, öfters zur Mission gehe und dort ein liebes, kleines Kind heimlich herze und küsse, daß sie dabei aber immer ängstlich herumschaue und dann lächelnd weitergehe.

Da, eines Abends, es war frühzeitig dunkel, entstand ein großer Lärm auf der Missionsstation! Hundegebell, Kindergeschrei! Die Schulknaben stürmten aus der Schule und dem Schlaßaal heraus und rannten zur Stelle, wo der Lärm entstanden. Es war dort ein Kleinkinderhaus, das etwas abseits lag. Die Schwester der Kleinen eilte dahin. Sie hatte alle schon längst zur Ruhe gebettet und ging eben nochmals zur Kirche hinauf. Was war geschehen? — Dort eilte eine dunkle Ge-

stalt durchs nahe Wäldchen. Er trug etwas und hatte bereits einen großen Vorsprung gewonnen und schon bald den Fluß erreicht. — Aber die großen Schulknaben waren hinter ihm! Noch ein paar Sätze und er war über den Fluß! Er hatte aber zuvor ein Bündel ins Wasser geworfen. (Fortsetzung folgt.)



Herzlichen Dank

allen Abonnenten, Wohltätern und Beförderern, welchen wir nicht persönlich danken konnten für ihre Treue zum Missionswerke. Wir versichern sie des täglichen Einschlusses in unser und der Kinder Gebet.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut:
Am Feste Mariä Lichtmeß oder in der Oktav desselben. (2. Februar.)

Goldkorn

„O die ersten Tropfen des welterlösenden Blutes, mit dem nichts auf Erden in Vergleich gebracht werden kann, wie sollen sie unser Herz nicht rühren und aufjubeln lassen? Und an dich, meine Seele, hat das göttliche Kind bei dem schmerzvollen und demutsreichen Akte gedacht!

P. J. Schneider.

Gebetserhörung

Innigen Dank sage ich meinen treuen Helfern in schweren Anliegen: dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef, der kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu und dem hl. Judas Thaddäus. — Veröffentlichung war versprochen. Ich bitte um neue Hilfe in meinen Nöten.

M. in R.

Gedenket der lieben Heimgegangenen

Im vergangenen Monat starben unsere lieben treuen Abonnenten: Herr Johann Flink aus Euskirchen und Fräulein Maria Graf, Blindenanstalt, Pfaffenhausen. Letztere, die Tante unserer Schwester Majellis, war eine besondere Missionswohltäterin.

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Herausgegeben von den Missionschwwestern vom kostbaren Blute
Schriftleitung: Lucie Buzan (Schw. M. Editha), Neuenbeken b. Paderborn
Druck B. Kühlen Kunst- u. Verlagsanstalt M. Gladbach, Verleger u. Drucker des Hl. Apost. Stuhles

